



**EIN
SCHUSS!
EIN
TOR!
DIE
BAYERN!**

Leseprobe



**... Aber manchmal
gewinnen auch die anderen.**

Albrecht Breilschuh

**arete
Verlag**

Albrecht Breitschuh

Ein Schuss! Ein Tor! Die Bayern!

Aber manchmal gewinnen auch
die anderen ...

Arete Verlag Hildesheim

Über den Autor:

Albrecht Breitschuh ist Hörfunkjournalist beim Norddeutschen Rundfunk. Viele Jahre hat er für den NDR live aus den Fußball-Stadien des Nordens berichtet und war Teil der legendären Bundesliga-Schlusskonferenz. Heute ist er neben seiner Arbeit für NDR 2 gelegentlich für das Audio-Angebot von sportschau.de als Live-Reporter bei Spielen der 1. und 2. Liga tätig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2022 Arete Verlag Christian Becker, Osterstraße 31–32, 31134 Hildesheim
www.arete-verlag.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Dies gilt auch und insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Verfilmungen und die Einspeicherung sowie Datenvorhaltung in elektronischen und digitalen Systemen.

Umschlagfoto: imago images/Sven Simon

Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Composizione Katrin Rampp, Kempten

Druck und Verarbeitung: Westermann Druck, Zwickau

ISBN 978-3-96423-087-4

Inhaltsverzeichnis

Ein paar Gedanken zum Thema Fußball-Romantik	7
„Wenn es mir mal dreckig geht, schaue ich mir dieses Spiel an“ 1. FC Köln – Bayern München 4:0	14
„Wir waren sternhagelvoll!“ Bayern München – Stuttgarter Kickers 1:4	29
„Das Schlimmste, was der Bundesliga passieren konnte!“ SG Wattenscheid – Bayern München 2:0 (0:0)	44
„Weltklasse! Weltklasse! Weltklasse!“ Karlsruher SC – Bayern München 4:2 (3:0)	61
„Roland, steh endlich auf! Da sind welche vom Fernsehen!“ TSV Vestenbergsgreuth – FC Bayern München 1:0	77
„Ihr seid eine Scheiß-Mannschaft“ Arminia Bielefeld – Bayern München 2:0	89
„Heute erschieße ich die Bayern!“ TSV 1860 München – FC Bayern München 1:0	120
„Das wird mich ein Leben lang begleiten“ 1. FC Magdeburg – Bayern München 5:3 n. E. (1:1, 0:0)	133
„Rennt, solange ihr könnt und denkt an das Torverhältnis!“ FC St. Pauli – Bayern München 2:1	150
„Bei Flutlicht konnte uns niemand schlagen“ Alemannia Aachen – Bayern München 2:1	165
„Wir müssen sie niedermachen, wegfen“ Bayern München – Werder Bremen 1:3 (0:3)	179
„Wir haben voll auf Tempo gesetzt!“ Hannover 96 – Bayern München 3:1	195
„Die Bayern waren eine Spur zu selbstsicher“ Holstein Kiel – Bayern München 8:7 n. E. (2:2, 1:1)	209
Danksagung	224

Ein paar Gedanken zum Thema Fußball-Romantik ...

Jeder Fußballspieler erinnert sich noch an seinen ersten Trainer. Meiner hieß Willi Pfeifer. Ein schon älterer, freundlicher Herr, der einen ebenso freundlichen, fast weichen und mir unbekanntem Dialekt sprach, ostpreußisch, wie ich später erfuhr. Er kam aus Königsberg und hatte den ganzen Wahn des letzten Jahrhunderts hautnah erlebt. Nach Krieg, Flucht und Vertreibung war er mit seiner Familie in Hassendorf heimisch geworden, einem kleinen Dorf in der Nähe von Bremen, das die Grundversorgung seiner Bewohner durch eine Gaststätte sowie ein paar Zigaretten- und Kaugummiautomaten sicherstellte. Später kam noch ein Getränkemarkt dazu.

Willi Pfeifer saß für die SPD im Gemeinderat und trainierte die C-Jugend des TV Hassendorf, also die unter 14-Jährigen, egal, ob sie gerade erst eingeschult worden waren oder bereits am Konfirmandenunterricht teilnahmen. Die Auswahl war nicht besonders groß, vor allem die Bauern des Dorfes sahen es nicht gerne, dass ihr Nachwuchs Fußball spielte. Während der Erntezeit erteilten sie ihren Söhnen ohnehin keine Freigabe, aber auch wenn mal gerade nicht geerntet wurde, schien das Leben auf einem Bauernhof in erster Linie aus Arbeit zu bestehen und wenn sich jemand beim Sport verletzte und zu Hause nur noch eingeschränkt einsatzfähig war, gab es für unseren Trainer Ärger.

Trotzdem stand er an Spieltagen immer wieder auf der Matte, um bei allem Verständnis für landwirtschaftliche Belange auch auf seine personellen Engpässe zu verweisen. Oft verfolgten wir aus seinem goldbraunen Ford-Mustang gespannt den Verlauf der Verhandlungen. Herr Pfeifer, wie wir ihn ansprachen, ließ dabei stets den Motor laufen, vermutlich, um der Dringlichkeit seines Anliegen Ausdruck zu verleihen. Wenn er es geschafft hatte, jemanden loszueisen, herrschte bei uns im Auto großer Jubel, denn je näher wir der magischen Zahl

von elf Spielern kamen, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, an diesem Nachmittag nicht komplett chancenlos unterzugehen.

Anders als bei den Punktspielen lag die Trainingsbeteiligung meistens auf stabil hohem Niveau, was aber nicht so sehr mit den Inhalten zu tun hatte. Die waren vorhersehbar: Erst drehten wir zwei Runden um den Platz (vor Spielen durften wir uns überhaupt nicht aufwärmen, weil wir sonst schon beim Anstoß müde wären, wie Herr Pfeifer uns erklärte), anschließend wurden Mannschaften gewählt und dann ging es los. Während wir kickten, lehnte sich der Trainer gegen die Eisenstange der Sportplatzumrandung, verfolgte unsere Bemühungen um Ballkontrolle und griff nur bei wirklich strittigen Situationen ein: Tor oder Linie, Foul oder Ball gespielt, abseits oder gleiche Höhe. Die Abseitsregel legte er gewöhnlich recht großzügig für die Stürmer aus, andererseits musste jemand schon grob umgeholt worden sein, damit er auf Foul entschied. Wer zu Boden ging, weil er meinte, einen Kontakt gespürt zu haben, hatte bei ihm ganz schlechte Karten. Die meisten von uns zeichneten sich allerdings durch eine dem Sport angemessene Standfestigkeit aus.

Entscheidend war für uns aber nicht so sehr auf dem Platz, sondern nach dem Training. Dann belohnte Willi Pfeifer unseren Fleiß und schickte zwei Spieler in die neben dem Sportplatz gelegene Vereinsgaststätte „Zum Lindenhof“, um eine Kiste „Sinalco“ zu kaufen. Die Limo war auch für mich Anreiz genug für regelmäßige Teilnahme, zu Hause gab es nur Früchtetee. Mehr als eine 0,2-Liter Flasche war aber nicht drin: „Das schwitzt ihr sonst nur aus“, lautete eine seiner weiteren, auf wahrscheinlich wackeligem Fundament stehenden Erklärungen, der wir Glauben schenken mussten, ohne dass sie uns direkt einleuchtete. Schließlich hatten wir Durst und das mit dem Schwitzen sahen wir nicht so eng.

Der mittlerweile abgerissene „Lindenhof“ war eine dieser klassischen, solider Hausmannskost verpflichteten niedersächsischen Landgasthäuser, wie es sie in den 70er-Jahren noch in nahezu jedem Dorf gab. Mit Tresen, Flipper, Kegelbahn und einer Musikbox, aus der

andauernd „Fernando“ von ABBA lief. Über dem Zigarettenautomaten hing ein Kasten mit jeder Menge Schlitzern, dessen Funktion mir lange Zeit rätselhaft war, bis mir jemand verriet, dass die Mitglieder eines Sparclubs ihr Kleingeld in diesem Kasten deponierten, um es am Jahresende beim sogenannten Sparclubessen auf den Kopf zu hauen. Ebenfalls noch in Erinnerung sind die schweren HB-Aschenbecher auf den beiden Stammtischen – an einem saßen die Werder-Fans, am anderen die vom HSV.

Seine besondere Note erhielt die Kneipe durch ihren Besitzer, einen ständig mies gelaunten Wirt, der Heinz oder Hans hieß und dessen zerfurchtes Gesicht Mahnung genug war, den Kontakt zu ihm auf das Allernötigste zu beschränken. Gäste waren in erster Linie Eindringlinge, und jüngere Kundschaft wie mich ließ er entweder elendig lange warten oder setzte sie gleich vor die Tür. Vor allem, wenn wir nach dem Training den geheiligten, schon leicht vergilbten Linoleumboden seiner Kneipe in Fußballschuhen betraten, um unsere Kiste „Sinalco“ abzuholen. Ich war immer heilfroh, wenn seine Frau hinterm Tresen den Ausschank machte oder sein Sohn, der bei uns nur selten mitspielen durfte, obwohl wir ihn wegen seines robusten Auftretens gerade gegen körperlich überlegene Gegner gut hätten gebrauchen können. Sein Spitzname „Knochi“ mag andeuten, warum.

Wenn wir nach dem Training Limonade trinkend auf dem Platz saßen, sprachen wir nur selten über unseren nächsten Gegner, umso häufiger dafür über den nächsten Bundesligaspieltag. Willi Pfeifer hatte Spielplan und Tabelle meistens gut im Kopf, verblüffte auch darüber hinaus mit Detailkenntnissen. Eben ein Fachmann. Irgendwann fragte ich ihn nach seinem Lieblingsverein, hatte aufgrund der geographischen Nähe mit Werder Bremen gerechnet und war überrascht, dass er es mit dem HSV hielt. Obwohl, so überraschend war es auch wieder nicht. Werder kämpfte in der zweiten Hälfte der 70er-Jahre meistens ums Überleben, die eindeutig größere Nummer im Norden war der Hamburger Sportverein.

Der HSV hatte mit Kevin Keegan gerade einen Spieler verpflichtet, um den ihn die gesamte Bundesliga beneidete und der auch meine Phantasie beflügelte, spätestens, nachdem ich ein persönliches Treffen mit ihm nur denkbar knapp verpasst hatte. Eines Tages wurde Keegan nämlich, wie die „Rotenburger Kreiszeitung“ fett ankündigte, zu Fotoaufnahmen im Nachbardorf Sottrum erwartet. Die dort ansässige Immobilienfirma „Segeha“ wollte mit dem britischen Nationalspieler als Werbebotschafter das ganz große Rad drehen. Unglücklicherweise kam die Zeitung bei uns immer erst nachmittags an und als meine ältere Schwester Friederike, ebenfalls völlig aus dem Häuschen, mich auf diese Sensation aufmerksam machte, war schon alles zu spät. Wir hetzten zwar sofort mit unseren Rädern die vier Kilometer zum Firmensitz, in der Hoffnung, dass sich die Aufnahmen vielleicht in die Länge gezogen hätten und wir doch noch eine der größten Attraktionen der Liga leibhaftig sehen würden, doch statt Keegan sahen wir nur eine freundliche Frau am Empfang, die unseren Schmerz mit einigen Autogrammkarten linderte. Einfühlsam brachte sie uns bei, dass sich der Weltstar gut eine halbe Stunde vor unserer Ankunft auf den Weg zurück nach Hamburg gemacht hatte.

Nun aber schien sich für mich eine neue Tür zum ersten Treffen mit der „Mighty Mouse“, wie der kleine Brite wegen seiner offensichtlich übernatürlichen Fähigkeiten genannt wurde, zu öffnen. Wenn auch aus größerer Entfernung, „Können Sie mich mal mit ins Volkspark-Stadion nehmen?“, fragte ich meinen Trainer erwartungsfroh, so weit weg lag Hamburg auch nicht und dass es selbst einen älteren Fan wie ihn ab und zu mal in die Kurve zog, war für mich ebenfalls kein besonders abwegiger Gedanke. Seine Antwort kam prompt: „Ich fahre nie ins Stadion“, riss Willi Pfeifer mich aus meinen wenige Sekunden währenden Träumereien und präzisierte, noch bevor ich nach dem Grund seiner Enthaltbarkeit fragen konnte: „Im Fußball dreht sich doch alles nur noch ums Geld.“

Ob mir darauf spontan etwas einfiel, weiß ich nicht mehr, halte es aber für unwahrscheinlich. Sicher hingegen ist, dass mich dieses

kurze Gespräch lange beschäftigte und immer noch gespeichert ist. Ich konnte nicht so recht erkennen, wo genau das Problem lag. Mit dem Sport möglichst viel Geld zu verdienen, hielt ich nicht nur für wenig verwerflich, sondern für im Gegenteil dringend geboten. Schon aus wohl verstandenem Eigeninteresse. Fußballprofis waren meine Helden, und wie sollte ich zu jemandem hinaufschauen, der sich in der Gehaltsklasse meines Vaters bewegte und einen Mittelklassewagen fuhr? Nein, so funktionierte das nicht. Ich wünschte den von mir Bewunderten ein artgerechtes Leben mit allen Annehmlichkeiten und möglichst auffälligen Sportwagen. Sie hatten es sich verdient! All das behielt ich natürlich für mich, ich sprach Willi Pfeifer auch nie wieder auf den HSV und mögliche Stadionbesuche an, weil ich spürte, dass unsere Vorstellungen vom Fußball zu unterschiedlich waren. Wir beide liebten das Spiel, aber jeder auf seine Weise. Es trennten uns eben ein paar Generationen.

Jedenfalls muss ich oft an meinen ersten Trainer denken, wenn mal wieder von Fußballromantik die Rede ist, ein zunehmend problematischer Begriff, den auch ich im Untertitel zu meinem ersten Buch über legendäre Niederlagen des FC Bayern benutzt habe, worüber ich heute nicht mehr so ganz glücklich bin. *(Gestatten Sie an dieser Stelle die kurze Werbeunterbrechung, nur ein Spot, dann geht es weiter: Das Buch „Als es den Bayern noch ans Leder ging“, ein Prachtband, der sich überwiegend mit erinnerungsdenkwürdigen Pleiten der 70er- und 80er-Jahre beschäftigt, ist immer noch erhältlich. Zum Selberlesen ebenso zu empfehlen wie als Geschenk. Und bei einem Preis von 18 Euro für 13 überwiegend deftige bis demütigende Niederlagen unseres erfolgsverwöhnten Rekordmeisters kann man ohne grob zu übertreiben von einem sensationellen Preis-Leistungs-Verhältnis sprechen. Also: Bestellen Sie noch heute!).*

Wer oder was ist eigentlich ein Fußball-Romantiker und wo findet er noch einen intakten Lebensraum vor? Beim SC Freiburg vielleicht, der vor dem DFB-Pokalfinale 2022 gemeinsame Fanartikel mit RB Leipzig untersagte? Wie übrigens schon im Jahr zuvor Borussia Dort-

mund, das Sturmgeschütz des deutschen Fußballs im Kampf gegen jede Form von Kommerzialisierung. Man wolle „keine gemeinsame Sache mit einem Konstrukt machen“, hieß es aus Freiburg, außerdem sei RB nur das Marketinginstrument eines Getränke-Milliardärs. Da ist schwer etwas gegen zu sagen, nur wissen die Freiburger auch, wer ihnen auf ihren hoffentlich ausgedehnten Touren durch die europäischen Wettbewerbe noch so alles über den Weg laufen könnte? Wenn es ganz dumm läuft irgendwann einmal Newcastle United, dessen Anhang ganz außer sich vor Glück ist über den neuen Besitzer aus Saudi-Arabien. Immerhin machte er den Verein zum angeblich reichsten Klub der Welt, der sich locker Kylian Mbappé hätte leisten können. Aber der Franzose entschied sich wie wir wissen gegen einen Wechsel wohin auch immer und für einen Verbleib in Paris, es hieß, ein „sentimentaler Aspekt“ sei ausschlaggebend gewesen, seine Geschichte dort noch nicht zu Ende. Und angeblich 100 Millionen Euro netto jährlich dürften für ein gutes Ende dieser Geschichte sorgen. Übrigens genau die Summe, mit der die Bundeswehr ihre fast schon chronische Auswärtsschwäche überwinden und wieder flott gemacht werden soll. Oder waren es Milliarden? Die Anzahl der Nullen war jedenfalls beträchtlich und in beiden Fällen will man lieber nicht so genau wissen, woher das Geld kommt. PSG wäre jedenfalls ein mindestens ebenso problematischer Gegner für den SC Freiburg, und warum der FC Liverpool oder Arsenal, Juve oder Inter, Real Madrid oder der FC Barcelona (die Liste ist so lang, dass ich spielend Zeilen schinden könnte) hierzulande immer noch vom Nimbus altehrwürdiger Fußballtradition zehren, während, sobald der Name RB Leipzig fällt, das Näschen gerümpft wird und der Chor der Anständigen seinen Wertekanon anstimmt, verstehe wer will. Ich bin als Fan eines wackeren Drittligisten für Fragen der höheren Doppelmoral ohnehin der falsche Ansprechpartner.

Nächster Versuch: Können wir wenigstens vom Kuttenträger, dem Straßenfußballer unter den Fans, lernen, wie eine halbwegs romantische oder wenigstens widerspruchsfreie Beziehung zu unserem Lieb-

lingssport funktioniert? In Ehren ergraut, mit schütterem Haupthaar und liebevoll ungepflegtem Schnauzbart, der sich zwar nicht ausschließlich, aber zumindest an Spieltagen mit Zigaretten, Bier und Bratwurst über Wasser hält. Bei Hertha BSC, Schalke 04 oder dem HSV finden sich erfreulicherweise noch Restexemplare dieser einst sehr dominant auftretenden Spezies, die aber wie ihre Lieblingsvereine ihre beste Zeit hinter sich zu haben scheinen. Über ihren aktuellen Bestand gibt es nur vage Schätzungen, dass er sich aber jemals wieder erholen wird, ist unwahrscheinlich. Wohl auch wegen seiner Ernährungsgewohnheiten eher was fürs Fußball-Museum.

Die Population der „Ultras“ hingegen scheint weniger gefährdet, auch sie reklamiert für sich, den Wurzeln dieses Sports noch ganz nah zu sein. Der Verein ist ihnen alles, der einzelne Spieler schon sehr viel weniger. Ihre Rückkehr in die Stadien nach dem Erwachen aus der ich weiß nicht mehr wievielten Corona-Starre wurde in den Medien einmütig bejubelt. Endlich wieder Stimmung, las, sah und hörte man, endlich wieder richtige Stadion-Atmosphäre. Mit Pyros, Bannern und ausgefallenen Choreos. Noch bei aussichtslosestem Rückstand schwenken die „Ultras“ ihre Fähnchen und verlangen vom Personal auf dem Platz, dass es ebenfalls an seine Leistungsgrenze geht. Wenn nicht, kann der „Ultra“ aber hart bis ungnädig werden, zitiert einzelne, wegen angeblicher Passivität auffällig gewordene Spieler in die Kurve, damit sich diese ihrer Trikots entledigen oder die Kapitänsbinde ablegen. Sie seien es nicht wert, die Klubfarben zu tragen und für den Verein zu spielen. Auch eine Form von Fußball-Romantik, mir allerdings ein bisschen zu klebrig.

Die kopfplaste Variante hat ihren Sitz in Nürnberg, heißt „Deutsche Akademie für Fußball-Kultur“ und beschäftigt sich mit „diskriminierungssensibler Sprache im Fußball“. Auch „Podiumsdiskussionen zu Antidiskriminierungsansätzen“ und der „Come Together Cup – Das Fußballfest der Vielfalt“ schmücken das Programm. Wer eine Antwort auf die Frage sucht, warum dieser Sport immer noch die halbe Welt in seinen Bann zieht, wird auf diesen und ähnlichen Veran-

staltungen möglicherweise fündig. Kann aber auch sein, dass er oder sie sich neu orientiert und auf Alternativen setzt, die ohne akademischen Überbau auskommen. Selbstverständlich leiden die Mitglieder schon mal vorab an der Weltmeisterschaft in Katar und werden nicht müde, die gesellschaftliche Vorbildfunktion des Fußballs zu betonen. Puh! Nach Spielfreude klingt das alles nicht.

Vielleicht geht es ja auch ein paar Nummern kleiner. Und der wahre Fußball-Romantiker ist derjenige, der sich wehmütig an Zeiten erinnert, als der Steilpass tatsächlich noch in den politikfreien Raum gespielt wurde. Als der Fußball im Großen und Ganzen nur das war, was er heute angeblich nicht mehr sein darf – nämlich ein 1:0. Und genau wegen dieser schwerlich zu überschätzenden Eigenschaft für mindestens 90 Minuten Menschen einte, die sich sonst wenig bis gar nichts zu sagen hatten. Jemand, der das Gefühl nicht los wird, dass die seit Jahrzehnten geführten Klagen über die zu- und zu- und nochmal zunehmende Kommerzialisierung des Sports samt ihrer Auswüchse wie RB Leipzig zwar berechtigt, aber eben doch nur ein Teil der Gefahren sind, derer sich der Fußball zu erwehren hat. Dass wir also neben allerlei dubiosen Investoren, Beratern oder Funktionären auch jene nicht aus den Augen verlieren sollten, die vor allem ihre politische Agenda an den Mann und selbstverständlich auch an die Frau bringen wollen. Hätten sich diese Mitschnackerinnen und Mitschnacker nicht einen anderen Sport aussuchen können? Judo zum Beispiel. Oder Golf.

Oder lässt sich aus all den genannten und sicher unvollständigen Vorschlägen so etwas wie ein kleinster gemeinsamer Nenner filtern, der da lauten könnte: Egal, was wir so alles unter Fußball-Romantik verstehen – und dass es höchst unterschiedliche Vorstellungen von ihr gibt, scheint mir offensichtlich –, uns eint die Sehnsucht nach einem Ende der Monokultur in der Bundesliga. Ja, wir sind bereit, eine Menge kommerzieller Albernheiten mitzutragen, auch die „Deutsche-Vermögensberatungs- Halbzeitanalyse“ auf Sky, aber dass in der einstmals heißesten Phase der Saison die Bayern nach Ibiza jetten, um

dort schon einmal vorab ihre nächste Meisterschaft zu feiern, ist ein Schlag ins Gesicht, nein, eine schallende Ohrfeige, wenn nicht gar Spitze des Eisbergs oder doch besser eine Verhöhnung des Fans auf dem Rücken der Bundesliga. Bzw. umgekehrt. Kurz und gut: so etwas gehört sich einfach nicht! Bei Tisch steht man schließlich auch nicht auf, wenn andere noch essen.

„Sollten wir einmal Zweiter werden, ist bei uns akuter Gesprächsbedarf!“, scheint für deren Präsident Herbert Hainer ein Ende dieser uns alle ermüdenden und zermürbenden Alleinherrschaft aber keine wünschenswerte Option zu sein. „Die Konkurrenz kann sich einen Wechsel an der Spitze abschminken“, verspürt auch Oliver Kahn noch ungebremste Lust auf die nächste Bierdusche. Was also ist zu tun? Die Bayern in eine noch zu gründende Operettenliga verbannen? Brauchen wir die Einführung einer Quotenregel mit jährlich wechselndem Meister? Auch dass die Gegner der Bayern künftig aus ihren Reihen den Schiedsrichter stellen dürfen, wäre ein denkbare Ansatz, um für mehr Gerechtigkeit und vor allem Vielfalt, vielleicht sogar Diversity in der Bundesliga zu sorgen.

Bis sich die zuständigen Gremien von DFL und DFB auf eine tragfähige Lösung geeinigt haben, mag die Erinnerung helfen! Daran, dass es auch in der ruhmreichen Vergangenheit des FC Bayern trübere Stunden gegeben hat. Als Außenseiter wie Alemannia Aachen, der 1. FC Magdeburg, der FC St. Pauli, Holstein Kiel, 1860 München, die Stuttgarter Kickers und andere über sich hinauswuchsen und zumindest Vereinsgeschichte schrieben. Hübsch gesammelt in diesem Buch, drei Jahrzehnte Bundesliga-Geschichte, von den 90ern bis heute, mit Anekdoten angereichert, die über den erfreulichen Spielverlauf hinausgehen, von Zeitzeugen kommentiert und zur Nachahmung ausdrücklich empfohlen.

Übrigens: aus meinem Treffen mit Kevin Keegan ist leider nichts geworden. Ein paar Monate vor meinem ersten Besuch im Volksparkstadion wechselte er zum FC Southampton. Ungefähr zeitgleich war die Immobilienfirma, für die Keegan warb, Pleite gegangen und hatte

zahlreiche kleinere Handwerksbetriebe gleich mit in den Abgrund gerissen. Statt der „Mighty Mouse“ erlebte ich an einem ansonsten trüben Novemberabend des Jahres 1980 Michel Platini, der mit zwei höchst sehenswerten Treffern dazu beitrug, dass sein Klub AS St. Etienne den HSV mit 5:0 abschoss.

Obwohl es sich um seinen Lieblingsverein handelte, der da baden ging, hätte Willi Pfeifer bestimmt seine Freude an den Künsten Platinis gehabt, aber alles, was nach Geld roch, war mit seiner Vorstellung vom Fußball nun einmal nicht vereinbar. Wenn ich mir jedoch die Bilder in Erinnerung rufe, wie er an nasskalten Nachmittagen vor unseren Spielen den Platz streute, alle paar Meter gegen die quietschende Karre trat, damit sich der Kalk ein wenig löste, während wir in unserer ungemütlichen, aber immerhin trockenen Umkleidekabine hockten und auf den Anpfiff warteten, dann meine ich tatsächlich einer Antwort auf die Frage, was denn nun eigentlich ein Fußball-Romantiker sei, recht nahe zu sein. Auch wenn er sich selbst vermutlich niemals so genannt hätte.

„Wenn es mir mal dreckig geht, schaue ich mir dieses Spiel an“

1. FC Köln – Bayern München 4:0

Sommertheater im WM-Quartier: Der „Nobody“ Rutemöller folgt auf Christoph Daum / Trainer müssen auch Medienmenschen sein / Die Rückkehr Udo Latteks / „Wir wussten, heute geht es auf die Knochen“ / Der „neue Bernd Schuster“ macht das beste Spiel seiner Karriere

Wer im Sommer 1990, als Deutschland zwischen Mauerfall und Wiedervereinigung auch noch den Weltmeister-Titel einsackte, mit schlechter Laune durch die Gegend lief, musste schon ein vom Schicksal besonders Benachteiligter gewesen sein. Im Osten traf das auf alte SED-Kader zu, im Westen auf Fans des 1. FC Köln. Zugegeben, eine gewagte, wahrscheinlich auch unvollständige Feststellung, aber wir befinden uns immer noch auf den ersten Seiten dieses Buches, also in der Auftaktphase, in der sich in aller Regel sein weiteres Schicksal entscheidet. Ob es weitergelesen wird, ins Altpapier wandert oder – die schlimmste aller möglichen Karrieren – als Verlegenheitsgeschenk auf Reisen geschickt wird, bis es am Ende einer längeren Präsentkette ohne Gebrauchsspuren wieder beim Autor landet. Und um das zu vermeiden, darf man inhaltlich schon mal mit der Tür ins Haus zu fallen. Im Fußball heißt das Angriffspressing.

Und so wahnsinnig weit hergeholt ist meine Eingangsthese auch wieder nicht. Wir erinnern uns: Während die einen (SED-Kader) darüber trauerten, dass im Sommer 1990 unaufhaltsam wieder zusammenwuchs, was nach den Worten eines Altkanzlers auch zusammengehörte, litten die anderen (also die Fans vom 1. FC Köln) darunter, dass – genau umgekehrt – getrennt wurde, was noch mindestens ein paar Jahre zusammengehört hätte. Sie meinten die Verbindung zwischen ihrem Verein und dem Mann, der den Klub aus der Tiefe des

Raumes wieder nach oben geführt hatte: Christoph Daum, Trainer und Volkstribun in einer Person. Der war mit dem FC zweimal Vize-Meister geworden (wenn auch mit jeweils deutlichem Rückstand auf die Bayern) und wollte nun zum ganz großen Schlag ansetzen, mit dem „Cassius“, wie er nicht ohne Grund genannt wurde, die Nummer eins der Liga aus dem Anzug hauen wollte.

Doch dazu kam es nicht. Während die deutsche Nationalmannschaft in Italien die Brüder und Schwestern in Ost und West begeisterte und auf dem besten Wege war, ihren ganz eigenen Beitrag zur Vereinigung zu leisten, platzte der Vorstand des 1. FC Köln mit einem Herrn namens Artzinger-Bolten an der Spitze in die Idylle des DFB-Quartiers in Erba, um dort vor versammelter Weltpresse den Rauswurf des Trainers zu verkünden. Crazy, diese Germans! Gründe für die Entlassung Christoph Daums wurden nicht genannt. Die Botschaft und der große Auftritt mussten reichen. War der Trainer dem Verein zu mächtig geworden? Hatte der Wechsel des Nationalspielers Thomas Häßler zu Juventus Turin etwas damit zu tun? Waren es gar Zweifel an Daums fachlicher Eignung oder am Ende nur dessen große Klappe? Unter normalen Bedingungen alles Fragen von hoher bis höchster Relevanz, mit denen ein Sommerloch locker zu stopfen gewesen wäre. Aber es war Weltmeisterschaft und Fußball-Deutschland hatte Wichtigeres zu tun, als sich mit Themen von vergleichsweise regionalem Interesse zu beschäftigen. Das Viertelfinale gegen ein Land, das erst seit kurzem CSFR und nicht mehr CSSR hieß, stand schließlich unmittelbar bevor.

Als sich der Vorhang nach dieser wirklich bühnenreifen Inszenierung von Erba geschlossen hatte, befanden sich auf den Rängen nur noch entsetzte und mit ihrem Schmerz allein gelassene Fans des 1. FC Köln sowie zwei Trainer, die nun wussten, dass im Fußball tatsächlich alles genau so schnell gehen kann, wie immer behauptet wurde. Der eine war Christoph Daum, der andere sein außerhalb Kölns praktisch unbekannter Nachfolger: Erich Rutenmüller.

„Für mich war das eine ganz schwierige Kiste“, erinnert sich der Mann, der noch während in Italien um Weltmeisterehren gekämpft wurde, beim Trainingsauftakt des 1. FC Köln auf dem Platz stand. „Christoph Daum war ja nicht nur ungemein beliebt, er war auch ein Mediemensch, der sich zu präsentieren wusste. Heute ist es normal, wenn ein Verein auf Trainersuche jemanden aus den eigenen Reihen nimmt. Damals aber waren die Leute skeptisch, um es mal vorsichtig zu formulieren. Ich war ja auch ein Nobody. Die Arbeit mit der Mannschaft war nicht das Problem, die hat mir vom ersten Tag an Spaß gemacht. Das Drumherum war belastend. Ich musste zum ersten Mal Interviews geben, dazu noch im Fernsehen. Das waren so Dinge, die wir in den Ausbildungslehrgängen zwar geübt hatten, aber die Praxis war dann doch etwas ganz anderes.“

Theorie und Praxis, dass es sich hier um zwei grundverschiedene Kategorien handele und nur Letztere im Fußball zum Erfolg führe, bekam Erich Rutemöller zu Beginn seiner Zeit beim FC häufiger zu hören. Er galt als Theoretiker, die meisten Fans und Journalisten trauten ihm nicht zu, im „Haifischbecken Profifußball“ den Sprung vom Beckenrand zu wagen. Und hatten die Skeptiker nicht auch Recht? Er war Dozent an der Sporthochschule in Köln, sogar Beamter, ihm fehlte jeder Stallgeruch, nie hatte er in der Bundesliga gespielt, wie man es eigentlich von einem Trainer erwarten durfte. Christoph Daum war als Spieler zwar auch nicht weiter auffällig geworden, aber der hatte längst bewiesen, dass man mit dem nötigen Charisma und einer üppigen Portion Selbstbewusstsein kleinere Schwächen im Lebenslauf ausgleichen konnte. Sein Nachfolger schien das komplette Gegenteil zu sein, ein Anti-Daum quasi, einer, der über Fußball dozierte. Aber konnte er auch Begeisterung auslösen?

Die Wahrheit lag wie so oft zwischen den Extremen. Erich Rutemöller war zwar unbekannt und im Vergleich zu seinem Vorgänger ein eher ruhiger, fast schon spröder Vertreter, aber auch weit mehr als ein

Theoretiker. Bis Mitte der 80er hatte er mit großem Erfolg die Amateure des 1. FC Köln trainiert und mit ihnen die Deutsche Amateurmeisterschaft gewonnen, anschließend arbeitete er vier Jahre beim Oberligisten Bonner SC. Wie man eine Mannschaft führt, musste man ihm nicht mehr erklären. Rutmöller traute sich die große Aufgabe zu, unterschrieb seinen Vertrag aber erst, nachdem die Deutschen Sporthochschule zugestimmt hatte, ihn zunächst für zwei Jahre zu beurlauben. Für den Fall, dass es doch schiefgehen sollte.

Der Anfang verlief zumindest schleppend. Nach sechs Spielen hatte der 1. FC mit 8:4-Punkten zwar Tuchfühlung zur Tabellenspitze, große Begeisterung löste die Mannschaft beim anspruchsvoll gewordenen Kölner Publikum aber nicht aus, das noch immer an Trennungsschmerz litt. Es folgten zwei Niederlagen und ein müdes 0:0 beim Tabellenletzten Hertha BSC, danach war von rheinischem Frohsinn kaum noch etwas zu spüren. Niemand interessierte sich für die lange Verletztenliste, dass etwa mit Pierre Littbarski und Paul Steiner gleich zwei Weltmeister ausfielen und für den dritten, den jetzt für Juventus Turin spielenden Thomas Häßler, noch kein Ersatz gefunden worden war. Der 1. FC Köln war nach zwei Jahren Bundesligaspitze im Mittelmaß versunken, das zählte. Die Zeiten des großen Ballzaubers schienen erst einmal vorbei zu sein und zu allem Überfluss wartete als nächster Gegner auch noch der FC Bayern München.

Hoffnung beim darbenden Volk verbreitete einzig der Umstand, dass seit ein paar Wochen Udo Lattek wieder für den Verein arbeitete. Er hatte sich eigentlich aus der Branche verabschiedet und in den letzten beiden Jahren Kolumnen für die „Sport-Bild“ geschrieben. Als der FC ihn aber als Sportdirektor wiederhaben wollte, musste der frühere Meistertrainer nicht lange überlegen: Selber im Rampenlicht zu stehen war dann doch etwas ganz anderes, als nur über die zu schreiben, die dort ihren Platz hatten. Als „Heilsbringer“ hießen ihn die Kölner Medien überschwänglich willkommen, verglichen seine Rückkehr mit einem „Sechser im Lotto“.

Und vor Spielen gegen den Verein, bei dem er zum Trainer von Weltruf geworden war und den er 1987 als Meister verlassen hatte, lief er ohnehin heiß: „Wenn wir morgen die Bayern schlagen, liege ich schon vor der Sportschau besoffen vor dem Fernseher“, hatte er während seiner ersten Amtszeit als Sportdirektor der Kölner angekündigt. Das Spiel endete 3:1 für den FC. „Das war mehr oder weniger Krieg“, beschwerte sich Bayerns Mannschaftskapitän Klaus Augenthaler hinterher. Er hat dieses Spiel auch deshalb nicht vergessen, weil er in der 2. Halbzeit vom Platz geflogen war: „Wir lagen 1:3 hinten, die Kölner hatten nach allem getreten, was sich bewegte. Da nahm mich Jupp Heynckes in der Pause zur Seite und sagte: Jetzt langst du auch mal ordentlich hin.“ Der Däne Fleming Poulsen war Leidtragender einer nicht hauptsächlich dem Ball geltenden Grätsche, über die Rote Karte konnte sich Augenthaler nicht beschweren. Den Auftrag seines Trainers hatte er damit ausgeführt.

„Und ich verspreche euch hiermit, dass wir im nächsten Jahr den Europapokal holen!“ Jupp Heynckes war selbst ein wenig überrascht, als er diesen Satz ausgesprochen hatte, er befand sich ja nicht in den sicheren vier Wänden der Umkleidekabine, aus denen praktisch nie etwas an die Öffentlichkeit drang und wenn, dann nur unter dem Siegel größtmöglicher Verschwiegenheit. Nein, der Bayern-Trainer hatte sich die ganz große Bühne ausgesucht, um mal so richtig auf den Putz zu hauen. Heynckes stand auf dem Balkon des Münchener Rathauses, hatte kurz zuvor die Meisterschale in die Luft gestemmt und in der allgemeinen Jubelstimmung noch einen draufgesetzt. Dass er damit den richtigen Ton getroffen hatte, stand außer Frage. Zumindest aus Sicht der in tosenden Jubel ausbrechenden Fans, die sich zwar auch über die erneute Meisterschaft freuten, aber noch eine Idee ausgelassener gefeiert hätten, wenn ihnen an diesem Tag neben der Schale auch noch der Pott präsentiert worden wäre. Jene 5,2 Kilogramm schwere Trophäe

mit Henkeln an der Seite, die dem Europapokalsieger der Landesmeister überreicht wurde und der die Bayern nun schon seit 14 Jahren erfolglos hinterherjagten. Auch 1990 waren sie knapp gescheitert, am späteren Sieger AC Mailand, der sich im Halbfinale nur aufgrund der Auswärtstorregel durchgesetzt hatte. Dieser Mannschaft mit Spielern wie Franco Baresi, Paolo Maldini, Carlo Ancelotti oder dem niederländischen Trio Rijkaard, Gullit und van Basten den Kampf anzusagen, zeugte von einigem Selbstbewusstsein und Mut. Oder Übermut? Klaus Augenthaler, damals schon seit eben diesen 14 Jahren im Verein, war mindestens überrascht, als sein Trainer neben ihm die Ziele für die kommende Saison verkündete: „Jupp Heynckes war ja kein Traamtänzer, und wir sind mit ihm in den europäischen Wettbewerben auch immer weit gekommen. Aber in dem Augenblick habe ich mir gedacht: Hoppla, jetzt setzt er uns aber ganz schön unter Druck.“

Abwegig waren die Ambitionen des Trainers allerdings nicht. Nicht nur, weil seine Mannschaft denkbar knapp an Milan gescheitert war, der Verein hatte auch ein paar Millionen hingelegt, um mit begehrten Spielern wie Stefan Effenberg und dem Dänen Brian Laudrup endlich mal wieder den Europapokal der Landesmeister nach München zu holen. Uli Hoeneß sprach vom „besten Kader, den der FC Bayern jemals hatte“, und sah den Klub seiner Zeit um zehn Jahre voraus. Um die nationale Konkurrenz nicht komplett zu entmutigen, schränkte er ein: „Gott sei Dank hat der FC Bayern auch die Angewohnheit, ab und zu allzu nachlässig zu werden.“

Wie recht er damit hatte, zeigte sich schon eine Woche vor dem Bundesligaauftritt, als sich die Bayern in der ersten Runde des DFB-Pokals beim Amateurligisten FV Weinheim blamierten und nicht nur das Spiel 0:1 verloren, sondern auch den „Nimbus der Unbesiegbarkeit“, wie der „kicker“ schrieb und gleichzeitig hoffte: „Vielleicht merkt die Konkurrenz ja nun, dass die Bayern noch längst nicht Meister sind.“ Am 10. Spieltag traten sie im Müngersdorfer Stadion zwar als Tabellenführer an, waren mit 13:5 Punkten aber nicht außer Reichweite. Selbst der 1. FC Köln hatte als Achter nach seinem bescheidenen Sai-

sonst nur vier Zähler weniger. Bei einem Sieg hätte man wieder Tuchfühlung zum Titelverteidiger.

„Männer, ich will, dass es hier gleich richtig zur Sache geht“, begann Erich Rutenmöller die Kabinenansprache und beschwor seine Spieler, von Anfang an aggressiv aufzutreten. Immer auf den Ballbesitzenden, ihn jagen, keine Ruhe gönnen, nicht nur an die Grenze des Erlaubten gehen, sondern ruhig auch mal ein bisschen drüber. „Eigentlich war das gar nicht meine Art“, erkennt sich Rutenmöller in seiner damaligen Wortwahl kaum noch wieder, „aber es war der Situation geschuldet. Wir standen unheimlich unter Druck und mussten dieses Spiel gewinnen. Da habe ich auch Vokabeln benutzt, die man nun wirklich nicht benutzen sollte.“

Vermutlich wären seine Spieler auch bei einer etwas moderateren Ansprache gleich in die Vollen gegangen, denn das Verhältnis beider Klubs galt zu dieser Zeit als tief zerrüttet. Das legendäre Duell zwischen Christoph Daum und Uli Hoeneß im „Aktuellen Sportstudio“ war noch in ziemlich frischer Erinnerung, lag gerade einmal eineinhalb Jahre zurück. Daum hatte sich in der Schlussphase der Meisterschaft etwas angestrengt in psychologischer Kriegsführung versucht und wollte durch gezielte Beleidigungen seinen Münchener Kollegen Jupp Heynckes aus der Reserve locken. Zu dessen Verteidigung war der Bayern-Manager in den Ring gestiegen und hatte sich mit dem Kölner Trainer im ZDF einen Schlagabtausch von einigem Unterhaltungswert geliefert: „Du hast über Jupp Heynckes gesagt, er könne Werbung für Schlaftabletten machen.“ Daum: „Richtig.“ „Du hast gesagt, die Wetterkarte sei interessanter als ein Gespräch mit Jupp Heynckes.“ Daum: „Richtig. Und dazu stehe ich auch.“ „Am nächsten Donnerstag ist dein Weg zu Ende“, gab Hoeneß seinem Gegenüber noch mit und behielt Recht.

Die Bayern gewannen in Köln durch drei Tore von Roland Wohlfarth 3:1 und hatten damit den Titelkampf für sich entschieden. Die Revanche für diese Schmach stand noch aus und deswegen rechneten die Bayern um ihren Mannschaftskapitän Augenthaler so oder so mit einer knüppelharten Partie: „Das waren keine Spiele, auf die man sich freute, weil man wusste, heute geht es wieder auf die Knochen, heute tut es weh. Das war auch gegen den HSV und Werder so, Kaiserslautern nicht zu vergessen. Aber Köln war für uns zu dieser Zeit immer ein besonders heißes Pflaster.“

Als sich beide Mannschaften am zehnten Spieltag der Saison 90/91 gegenüberstanden, dauerte es nur wenige Sekunden, bis es krachte: „Mit dem ersten Kontakt ging bei den Bayern Hansi Dorfner zu Boden und musste kurz darauf ausgewechselt werden“, hat Erich Rutemöller den Auftakt des für ihn und seine Mannschaft so wichtigen Spiels noch ziemlich genau parat. „Olaf Janßen hatte ihn gefoult, der war ja kein Treter, der konnte mit dem Ball umgehen. Aber von da an ging es zur Sache. Die Bayern ließen sich auf alles ein, antworteten mit vielen Revanche- und Frustfouls, so dass sie gar nicht erst in ihren Spielfluss kamen.“ Die Führung der Gastgeber nach drei Minuten durch Frank Ordenewitz trug ebenfalls dazu bei, dass die Münchener an diesem Nachmittag den Faden gar nicht erst verlieren mussten – sie hatten ihn nie in den Händen gehalten.

Dass und vor allem wie Olaf Janßen mit dem Ball umgehen konnte, zeigte er in der 25. Minute, als er ihn im Strafraum mit ganz viel Gefühl über Bayerns Torwart Raimund Aumann hob und auf 2:0 erhöhte. Kurz darauf ließ er bei einem Konter über die rechte Seite seinen Gegenspieler ins Leere grätschen und legte perfekt für den mitgelaufenen Maurice Banach auf, die Kölner gingen mit 3:0 in die Pause: „Das war schon ein außergewöhnliches, wenn nicht mein bestes Spiel“, blickt Janßen gerne zurück. „Wir waren damals in einer schwie-

rigen Phase. Trainerwechsel, kein guter Saisonstart, und die meisten waren sich sicher, auch gegen die Bayern gibt es ordentlich einen auf die Mütze. Und unter diesen Umständen haben wir uns gesagt: Jetzt erst recht! Erich Rutemöller hatte vor dem Spiel auch die richtigen Worte gefunden, in besonderen Situationen konnte er sehr emotional sein. Da gab es kaum einen Unterschied zu Christoph Daum, den man übrigens nicht nur auf seine Emotionalität reduzieren sollte. Daum war in erster Linie ein fachlich-analytischer Trainer und vielen seiner Kollegen einen Schritt voraus. Mich hat er jedenfalls sehr geprägt.“

Christoph Daum wollte aus ihm einen „neuen Bernd Schuster“ machen, hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den 18 Jahre alten, hoch talentierten und begehrten Janßen aus Uerdingen nach Köln zu holen. Für damalige Verhältnisse war eine Menge Geld im Spiel, auch Janßens Eltern wurden vom Verein mit Jobs versorgt: „Janßen war ein überragender Techniker“, schwärmt Rutemöller noch heute. „Er war taktisch bestens geschult, sah Räume, die andere nicht sahen und war in der Lage, den entscheidenden Pass zu spielen. Wenn ihm überhaupt etwas fehlte, dann vielleicht ein bisschen die Dynamik, die Schnelligkeit. Er war so schnell im Denken, dass er sich mit seinen Ideen manchmal selbst überforderte.“

An diesem Nachmittag überforderte Olaf Janßen jedoch den Gegner. Wann immer Gefahr von den Kölnern ausging, kam sie von der rechten Seite, seiner Seite. Als Rutemöller ihn zehn Minuten vor dem Abpfiff aus dem Spiel nahm, führte seine Mannschaft bereits mit 4:0 und die 54.000 Zuschauer im Müngersdorfer Stadion hatten ausreichend Gelegenheit, ihren „Mann des Tages“ zu feiern. Was auf dem Spielfeld passierte, war nicht mehr so entscheidend, die längst geschlagenen Bayern waren nur noch mit neun Spielern auf dem Platz. Schiedsrichter Dr. Umbach, der es bei einigen brutalen Fouls wie Grätschen von hinten in die Beine bei Ermahnungen beließ, hatte Mihajlovic und Bender nach vergleichsweise harmloseren Vergehen die Rote Karte gezeigt.

Auf das Spielgeschehen hatte das keinen Einfluss mehr, die Bayern wären auch mit kompletter Besetzung an Bord untergegangen. Der „kicker“ sah in den Gästen nur noch Statisten für die Hauptdarsteller aus Köln und resümierte: „Außer Kohler und mit Abstrichen Augenthaler und Pflügler wehrte sich kein Bayer. Da fehlten der letzte Biss, der Wille, das Engagement. Und bei den planlosen Versuchen im Spiel nach vorne auch die Ideen.“

Als Dr. Umbach die Partie abpiff und der 4:0-Sieg der Hausherren feststand, befanden sich nur noch 19 Profis auf dem Platz. Auch der Kölner Andreas Gielchen hatte die Rote Karte gesehen. Wer auf ein großes Spektakel gesetzt hatte, wurde nicht enttäuscht.

„Wenn es mir in Zukunft mal dreckig geht, schaue ich mir die Kasette vom Bayern-Spiel an“, zeigte sich Erich Rutemöller in der anschließenden Pressekonferenz in aufgeräumter Stimmung. Auch wenn es ihn später ein bisschen wurmte, dass in vielen Zeitungen der Sieg vor allem der Rückkehr des „großen Motivators“ Udo Latteks zugeschrieben wurde: „Gewinnt der FC, haben Latteks Ratschläge Rutemöller geholfen. Verliert der FC, hat Rutemöller Latteks Ratschläge nicht beherzigt“, schrieb die „FAZ“ schon vorher ziemlich auf den Punkt. Eine Woche später gewann seine weiter vom Verletzungspech verfolgte Mannschaft beim 1. FC Nürnberg erneut mit 4:0, und nach einem 3:1 gegen Bayer Uerdingen sah es zumindest tabellarisch so aus, als sollte der 1. FC Köln auch in diesem Jahr ein ernsthafter Anwärter auf die Meisterschaft sein. Übrigens ohne das Interesse des eigenen Publikums in nennenswerter Zahl zu wecken: gegen Uerdingen kamen 13.000 Zuschauer, im folgenden Heimspiel beim 2:0 gegen St. Pauli waren es sogar nur 10.000. Auch das war der Fußball zu Beginn der 90er, nicht nur in Köln. Wenn nicht gerade die Bayern kamen oder ein Derby auf dem Programm stand, herrschte auf den Rängen oft Tristesse. Unabhängig vom Tabellenstand.

Im Saisonendspurt ging dem FC dann die Luft aus. Aus den letzten fünf Partien holte die Mannschaft gerade einmal zwei Punkte und verspielte damit den von vielen sicher geglaubten Uefa-Cup Platz. Erschwerend kam vor allem für Erich Rutemöller hinzu, dass die beiden Heimleiten zum Saisonausklang deftig ausfielen: 1:6 gegen den VfB Stuttgart und 2:6 gegen den späteren Meister 1. FC Kaiserslautern. „Lattek droht Rutemöller“ lautete eine Schlagzeile nach dem Debakel gegen Stuttgart und der Kommentar des Sportdirektors las sich tatsächlich wie die Ankündigung einer Trainerentlassung: „Bei mir hätten die Wände gewackelt. Wenn man sich für den Trainerjob entscheidet, muss man damit rechnen, massiv unter Druck gesetzt zu werden. Damit musste ich auch jahrelang fertig werden. Und wer nicht damit fertig wird, muss sich einen anderen Job suchen.“ Deutlicher ging es eigentlich nicht, trotzdem durfte Rutemöller zunächst weitermachen, auch nach dem verlorenen DFB-Pokalfinale gegen Werder Bremen, das erst im Elfmeterschießen entschieden wurde. Eine Winzigkeit mehr Glück, und er hätte in seinem ersten Jahr als Bundesliga-Trainer gleich einen Titel geholt. So aber klebte an Erich Rutemöller das Verlierer-Image.

In der Sommerpause lud ihn Udo Lattek für ein paar Tage in sein Haus nach Barcelona, um nach den aufreibenden Wochen ein bisschen runterzukommen und die neue Saison zu planen. Aber so richtig glaubte die noch vor kurzem gefeierte „Trainerentdeckung des Jahres“ nicht mehr an eine gemeinsame Zusammenarbeit: „Udo war selbst noch viel zu sehr Trainer, Schreibtischarbeit war nicht gerade seine Stärke. Und zu so etwas wie Kaderplanung hatte er überhaupt keine Lust.“ Rutemöller ahnte, dass ihm eine schwierige Saison bevorstehen würde, nach fünf Unentschieden zum Auftakt und einer 0:4-Niederlage in Nürnberg war Feierabend: „Es stimmt nicht, dass ich ihn abgeschossen habe“, schilderte Udo Lattek seine Sicht der Dinge. „Er hat sich selbst abgeschossen, weil er sich mit mir angelegt hat. Und dann braucht er schon den nötigen Erfolg.“

Auch für die Bayern verlief die Saison 90/91 gemessen an ihren Ansprüchen und den vom Trainer auf dem Marienplatz verkündeten Zielen enttäuschend. Der „beste Kader aller Zeiten“ wurde hinter dem 1. FC Kaiserslautern nur Zweiter, obwohl man den neuen Meister aus der Pfalz im Olympiastadion mit 4:0 auseinandergenommen hatte. Im Europapokal der Landesmeister war wie im Vorjahr das Halbfinale Endstation. Viel hatte nicht gefehlt, um wie von Jupp Heynckes versprochen die Trophäe nach München zu holen, aber im Rückspiel beim späteren Cup-Gewinner Roter Stern Belgrad lenkte Raimond Aumann den Ball in der Schlussminute nach einem verunglückten Befreiungsschlag von Augenthaler ins eigene Tor. Damit waren die Bayern draußen. Weltmeister war „Auge“ im Jahr zuvor geworden, Deutscher Meister und Pokalsieger ohnehin mehrfach, aber der wichtigste internationale Vereinstitel blieb ihm verwehrt. Nun war es für eine Vereinsikone Zeit, Abschied zu nehmen: „Ich bin zwar Weltmeister und Vize-Weltmeister geworden, habe in meiner Karriere aber nur rot-weiß gedacht. Für mich kam der Verein immer an erster Stelle. Damals spürte ich, dass etwas nicht stimmt. Mein Vertrag lief noch ein Jahr, aber das war nicht mehr der FC Bayern, den ich kannte, und nicht mehr die Mannschaft, die ich noch im Griff hatte. Wir hatten ein paar Spieler, mit denen es einfach nicht passte, da lief eine ganze Menge hinten rum. Die wollten einfach nicht begreifen, dass hier der Einzelne wenig zählt, der Verein dagegen umso mehr. Wenn nicht sogar alles. Ich bin dann zu Uli Hoeneß gegangen und habe ihm gesagt: Ich spiel nicht mehr, ich mag nicht mehr. Nicht in dieser Truppe.“

Vor allem mit Stefan Effenberg lag Augenthaler überhaupt nicht auf einer Wellenlänge und sprach damals offen an, dass er ihn trotz unbestrittener fußballerischer Qualität für einen Fehleinkauf hielt: „Es ist der Untergang des Vereins, wenn einer drei Monate gut spielt und dann glaubt, er könne seine Kollegen anmachen.“

Vielleicht hätte Augenthaler seinen Vertrag erfüllt und wäre noch ein Jahr geblieben, wenn Effenberg, wie von ihm mehrfach angedeutet, bereits nach einem Jahr weitergezogen wäre. Aber „Effe“ blieb und arbeitete, flankiert von einigen Medien, in München noch eine weitere Saison an seinem Image: dem des großen Unangepassten der Liga, der mit offenem Visier kämpfend Missstände ansprach und sich seinen Mund von niemandem verbieten ließ. Der „Brilli“ im Ohr war für viele Zeitungen ein weiteres Indiz, dass es sich bei ihm um einen „Typen“ handeln müsse. Viel mehr brauchte es damals nicht, um in einer um sich selbst kreisenden Branche aufzufallen.

Klaus Augenthaler nahm das Angebot des Vereins an, den Trainerschein zu machen und anschließend beim FC Bayern zu arbeiten, war Assistent unter Ribbeck, Beckenbauer, Trapattoni und Rehagel. Für die Rolle des Chefs kam er aber nie ernsthaft in Frage. Bei einem Klub mit außergewöhnlichen Ansprüchen musste wohl auch auf der Bank ein Mann mit ganz großem Namen sitzen. Nach fünf Jahren als Co-Trainer wurde ihm mitgeteilt, er sei nun reif, eine Mannschaft in Eigenverantwortung zu nehmen. Viel freundlicher konnte man den Hinweis auf eine baldige Trennung nicht formulieren. „Es war wie ein Schlag ins Gesicht“, sagte Augenthaler damals enttäuscht in einem Interview mit dem „kicker“. In seiner anschließende Trainerkarriere mit Stationen in Nürnberg, Leverkusen und Wolfsburg bewies er, eine Mannschaft „in Eigenverantwortung“ erfolgreich führen zu können, auch wenn diese Laufbahn nicht so schillerte nicht wie die des Spielers.

Längst ist Klaus Augenthaler wieder in der Nachwuchsarbeit beim FC Bayern eingebunden, als Spielertrainer ist er zudem verantwortlich für die „Vereinslegenden“, die immer noch eine große Zugnummer sind: „Wir machen vier Spiele pro Jahr, waren schon in Liverpool und Manchester, jeweils vor ausverkauften Stadien. Es ist eine großartige Truppe! Außer mit Hansi Pflügler habe ich mit keinem von denen je zusammengespielt, aber wenn man sich sieht, ist es so, als hätte man sich erst letzte Woche verabschiedet.“

Erich Rutemöller hinterließ nach seiner Zeit beim 1. FC Köln in der Bundesliga kaum noch Spuren. Es folgte noch ein kurzes Engagement bei Hansa Rostock, mehr kam nicht. „Ich war wohl nicht der Trainertyp, der in der Bundesliga Erfolg haben konnte“, sagt er rückblickend, ohne deswegen in großes Wehklagen auszubrechen. Jugendarbeit, Ausbildung, Talentförderung – das waren die Bereiche, für die er sehr wohl geeignet gewesen sei. Das tägliche Training, die Arbeit auf dem Platz mit Spielern wie Illgner, Steiner, Littbarski, Ordenewitz und all den anderen habe ihm immer Spaß gemacht, sei sehr bereichernd gewesen. Schatten warf sein Job als Bundesligacoach immer dann, wenn er den Platz verließ und das „Drumherum“ begann: „Ich hatte in Köln den schlimmsten BILD-Reporter, den es damals gab, Karl-Heinz Jäger. Der brüstete sich mit einer Strichliste, die er immer wieder aktualisierte, wenn er der Meinung war, dass durch ihn ein Trainer entlassen wurde. Der hat mich häufig in die Pfanne gehauen und mein Vertrauen missbraucht, das waren so Dinge, die mich sehr belasteten. Ein Bekannter von mir hat alle ‚Express‘-Artikel über mich gesammelt, ich habe sie noch nicht gelesen und weiß auch nicht, ob ich sie je lesen werden. Die liegen bei mir zu Hause. Ich kann mich auch noch gut daran erinnern, wie sie Anfang der 80er-Jahre den FC-Trainer Karl-Heinz Heddergott fertig gemacht haben. Das ging bis in die Familie, auch seine Frau und seine Tochter wurden angegriffen. Ich würde das als Persönlichkeitsvernichtend bezeichnen. Heddergott konnte am Ende nicht mehr, der musste entlassen werden. Auch solche Schicksale hatte ich bei meiner Berufsplanung immer vor Augen.“

Nach seiner Entlassung in Rostock kehrte er zurück an die Deutsche Sporthochschule, 1994 holte ihn Berti Vogts als Ausbilder zum DFB, ein ganz wichtiger Schritt in seinem Leben, so Rutemöller: „Ich bin ihm heute noch dankbar, dass er mir diese Chance gegeben hat.“ Jahre später lief ihm bei einem Lehrgang Olaf Janßen wieder über den Weg, dessen Spielerkarriere nicht das hielt, was sie einmal ver-

sprach. Viele Verletzungen und insgesamt 21 Operationen hatten Janßen immer wieder zurückgeworfen, nun wollte er sein Glück als Trainer suchen: „Seine Ausarbeitungen waren immer die besten. Seine Berichte nach den Hospitationen bei Vereinen – einfach überragend! Immer auf dem neuesten Stand der Technik, aber auch inhaltlich ausgefeilt. Ich hatte in meiner Zeit beim 1. FC Köln zwei Spieler in der Mannschaft, bei denen man erkennen konnte, dass sie auf jeden Fall das Zeug zum Trainer haben. Neben Olaf Janßen war das Hansi Flick. Ich weiß, im Nachhinein lässt sich das leicht sagen, aber es ist nun mal so. Die wollten immer alles wissen und gaben sich nicht mit sturen Anweisungen zufrieden. Die hakten nach, beiden musste ich schon Erklärungen liefern. Janßen und Flick waren keine Besserwisser, sondern wissbegierig. Und sie waren absolut loyal.“

1. FC Köln – Bayern München 4:0 (3:0)

Samstag, 13.10.1990, 15:30 Uhr, 10. Spieltag

Müngersdorfer Stadion, 54.000 Zuschauer

Köln: Illgner, Götz, Giske, Gielchen, Baumann, Janßen (80. Wunderlich), Flick, Rudy (70. Andersen), Ordenewitz, Sturm, Banach. Trainer: Erich Rutemöller

Bayern: Aumann, Augenthaler, Schwabl, Kohler, Pflügler, Strunz, Thon (46. Wohlfarth), Dorfner (31. Effenberg), Bender, Mihajlovic, Laudrup. Trainer: Jupp Heynckes

Tore: 1:0 Ordenewitz (3.), 2:0 Janßen (25.), 3:0 Banach (38.), 4:0 Sturm (66.)

Rote Karten: Gielchen (88.) – Mihajlovic (57.), Bender (77.)

Schiedsrichter: Dr. Wolf-Rüdiger Umbach (Königslutter)

„Wir waren sternhagelvoll!“

Bayern München – Stuttgarter Kickers 1:4

„Ich kannte nur zwei Spieler von denen, höchstens.“ / Dabei hatten sich die Kickers in der Bundesliga längst einen Namen gemacht / Rainer Zobel ist nicht nur ein guter Trainer, er kann auch dirigieren / Wenn eine Saison am vorletzten Spieltag enden würde, stünden die „Blauen“ heute ganz woanders

Die Stuttgarter Kickers hat es in ihrer Geschichte schon häufiger am letzten Spieltag erwischt, nie aber so brutal wie an jenem 15. Mai 2016, als sich die „Blauen“, wie sie in Stuttgart üblicherweise genannt werden, in die fußballerische Bedeutungslosigkeit verabschiedeten, aus der sie bis heute nicht wieder aufgetaucht sind. Dabei hatte dieses denkwürdige Wochenende recht erfreulich begonnen. Einen Tag vorher waren die „Roten“, also die vom großen Stadtrivalen VfB, in die 2. Liga abgestiegen. Selbst wer die Ausgangslage der Kickers mit kühler Rationalität betrachtete, durfte darin ein gutes Omen sehen. Denn wie ein Blitz ja auch nur sehr selten zweimal an derselben Stelle einschlägt, erschien es ebenso unwahrscheinlich, dass sich das Schicksal an diesem Wochenende gleich zweimal über Stuttgart austoben würde. Bestimmt hatte es sich nach dem Abstieg des großen Nachbarn längst verzogen, um nach getaner Arbeit woanders für aufwühlende Momente zu sorgen.

Dass sich die Kickers überhaupt noch mit den Launen des Schicksals beschäftigen mussten, trug fast schon kuriose Züge. Zwei Runden vor Abschluss sah es so aus, als könnten sich alle auf ein entspanntes Saisonfinale freuen. Nach dem 1:0 gegen Halle hatten sie gleich zwei Vereine und sechs Punkte zwischen sich und einem Abstiegsplatz gelassen. Das entsprach mindestens dem, was man ein paar Jahre später in pandemischen Zeiten einen ausreichenden Sicherheitsabstand nennen würde. Es musste in den letzten beiden Spielen schon eine

Foto: imago/Herbert Bucco



Vor ihm war Daum, mit ihm Lattek: Erich Rutemöller wählte für seinen Einstieg als Bundestrainer die ganz harte Tour.

Foto: imago/WEREK



„Besser als Bernd Schuster“: Um das zu beweisen, war Olaf Janßen leider zu oft verletzt. Gegen die Bayern machte er das beste Spiel seiner Karriere.

Danksagung

Es versteht sich ja eigentlich von selbst, dass ein solches Buch nur auf Grundlage einer geschlossenen Mannschaftsleistung zustande kommt, ich ohne die zahlreiche und vielfältige Unterstützung ziemlich aufgeschmissen gewesen wäre. Vielen Dank an alle, die sich die Zeit für Gespräche und Nachfragen genommen haben, mir bei Telefonkontakten und Adressen behilflich waren, mich nachsichtig auf Schwächen im Manuskript verwiesen, ohne gelungene Passagen zu verschweigen, Fotos zur Verfügung stellten, Schreibwochenenden bei Vollverpflegung gewährten und es mit dem Einhalten von Abgabeterminen nicht so wahnsinnig genau nahmen.

Vielen Dank also an Klaus Augenthaler, Fin Bartels, Christian Becker, Siever-Johanna Breitschuh, Eberhard Carl, Moritz Cassalette, Jörg Dahlmann, Gerhard Fischer, Oliver Griss, Andreas Golombek, Wiebke Güttler, Thomas Helmer, Rainer Hoffmann, Olaf Janßen, Ivan Klasnic, Stefan Kuntz, Willi Landgraf, Ronald Maul, Thomas Meggle, Erik Meijer, Silvio Meißner, Peter Mohr, Norman Nawe, Patrick Nawe, Heiko Neugebauer, Nico Patschinski, Konstantin Rausch, Thomas Riedl, Erich Rutmöller, Thomas Schaaf, Mirko Slomka, Bodo Schmidt, Rainer Schütterle, Christian Schulz, Roland Stein, Olaf Thon, Uwe Tschiskale, Jens Voigt, Ralf Vollmer, Reiner Wirsching, Fabian Wittke, Carsten Wolters, Rainer Zobel sowie ein großes Danke verbunden mit ganz besonders stürmischen Umarmungen an Janina, Johanna, Felix, Frieda und Emilia Breitschuh.

*Weitere Titel und Leseproben
finden Sie auf arete-verlag.de*

arete
Verlag